

2-1999

TÜBINGER VEREIN ZUR FÖRDERUNG DER
UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN ARCHÄOLOGIE E. V.

TÜVA

MITTEILUNGEN



Impressum:

Jahresschrift des Tübinger Vereins zur Förderung
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

Herausgeber:

Tübinger Verein zur
Förderung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie
c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen
72070 Tübingen

Tel.: 07071/297 24 15

Fax.: 07071/29 39 96

Titelblattentwurf, Redaktion und Layout:

Jörg Bofinger M. A., Thomas Hoppe M. A., Thomas Knopf M. A.

Titelbild:

Motiv einer keltischen Silbermünze
(Büschelquinar) aus dem Oppidum Altenburg.

© Tübingen 1999

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich.

ISSN-Nr.: 1436-9362

TÜVA

Mitteilungen

Tübinger Verein zur Förderung der
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie



2-1999

Inhalt

Vorwort.....5

M. STROBEL,

Die Ausgrabungen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte im südlichen Feederseemoor und die württembergische Vorgeschichtsforschung zwischen 1933 und 19457

M. EGG,

Der Mann im Eis - Zur Ausrüstung der kupferzeitlichen Gletschermumie aus den Ötztaler Alpen in Tirol17

Vorwort

Vorstand und Beirat des TÜVA freuen sich, den Mitgliedern, aber auch allen Interessierten, hiermit das zweite Heft der TÜVA-Mitteilungen überreichen zu können. Es enthält die schriftlichen Fassungen zweier Vorträge, die auf Einladung des TÜVA 1998 im Tübinger Schloß gehalten wurden.

Wir hoffen, daß der TÜVA auch in Zukunft seinen Mitgliedern in diesem Rahmen interessante Vortragsmanuskripte präsentieren kann. Darüber hinaus sind aber auch andere Beiträge (Grabungsberichte oder kleinere Mitteilungen aus allen Bereichen der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie), die Fachleute und interessierte Laien gleichermaßen ansprechen, jederzeit willkommen.

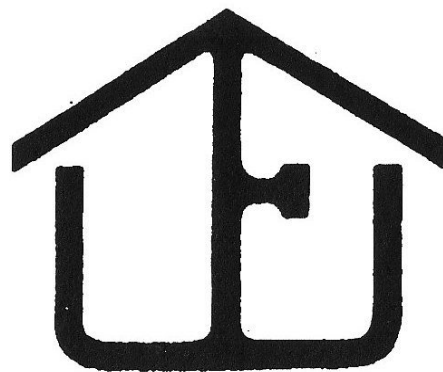
Unser Dank gilt den Autoren dieses Bändchens für ihre Bereitschaft, uns die überarbeiteten Texte ihrer Vorträge zur Verfügung zu stellen.

Im Dezember 1999

Vorstand und Redaktion

Reichshauptstadt und Zentrale nationalsozialistischer Herrschaft führte, entscheidend beeinflusst haben.

Von württembergischem Boden aus lancierte der Privatdozent Anfang Juli 1932 seine ersten Angriffe auf das Deutsche Archäologische Institut, die Römisch-Germanische Kommission und die württembergische Denkmalpflege. Auf württembergischem Boden schließlich erreichte der „Kampf um die deutsche Vorgeschichte“ einen ersten Höhepunkt.



**URGESCHICHTLICHES
FORSCHUNGSINSTITUT
SCHLOSS TÜBINGEN**

Abb. 1: Logo des Urgeschichtlichen Forschungsinstitut der Universität Tübingen (UFI).

Staatliche Denkmalpflege und die Universität Tübingen - Rivalitäten auf Kosten der Denkmäler

Seit 1919 durchzog ein tiefer Riß die württembergische Archäologie. Die vielversprechende Zusammenarbeit von geologisch-paläontologischem Institut der Universität Tübingen und dem Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart, von R. R. SCHMIDT und H. REINERTH auf der einen und P. GÖSSLER und O. PARET auf der anderen Seite, in den bedrohten „Schussenrieder Pfahlbauten“ war schon im Winter 1919/20 nach wenigen Monaten an partikularen Interessenlagen, Profilierungsstreben und persönlichen Abneigungen gescheitert, nicht zum Wohl der Denkmäler, wie sich immer mehr herausstellen sollte.

SCHMIDT baute das Federseemoor bald in verborgener, bald offener Konkurrenz zur Denkmalpflege zu einem Forschungsschwerpunkt des 1921 gegründeten UFI aus, der durch die großflächige Freilegung ganzer Dorfanlagen das Interesse der Fachwelt und eines großen Publikums auf sich zog (Abb. 3). Eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit sollte dem UFI nicht nur neue Finanzquellen erschließen, sondern auch die Idee einer nationalen, vaterländisch-deutschen Vor- und Frühgeschichte aus der spezialistischen, universitären Wissenschaftsautonomie in breite Bevölkerungskreise hinaus tragen, ihre identitätsstiftenden Kräfte

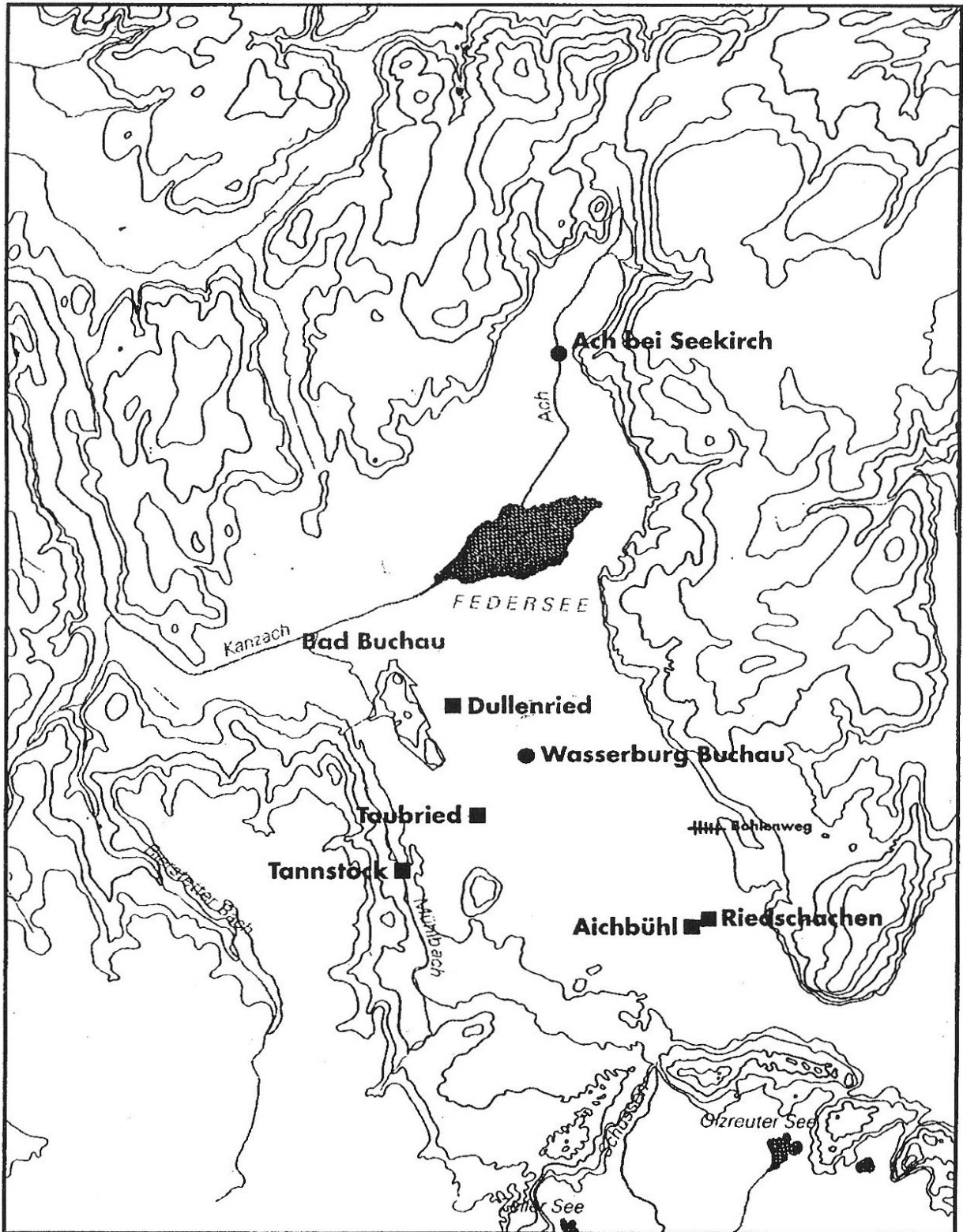


Abb. 2: Die Grabungsorte am Federsee, an denen HANS REINERTH tätig war (nach KEEFER 1992, Abb. 52).

freisetzen und das nationale Selbstbewußtsein von den prähistorischen Wurzeln wiederaufrichten. Im Federseemoor schuf sich eine „herausragend nationale Wissenschaft“ aus den vorzüglich erhaltenen Hausbefunden die Kulissen einer lebendigen Vorzeit, auf die Sehnsüchte der von Kriegsniederlage, Versailler Vertrag und Wirtschaftskrise traumatisierten Weimarer Gesellschaft nach einer heilen, idyllischen, vormodernen, übersichtlichen Welt („Pfahlbauten“) einerseits und militärischer Stärke und Wehrhaftigkeit („Wasserburg“) andererseits projiziert werden konnten.

Die archäologische Denkmalpflege mußte sich dagegen mit Notbergungen und Sondagen begnügen und die Wahrnehmung ihrer Interessen vor Ort Laienforschern wie dem Biberacher Zahnarzt H. FORSCHNER und dem Buchauer Oberförster W. STAUDACHER überlassen. Die Starrsinnigkeit und das Temperament der Kontrahenten ließ die

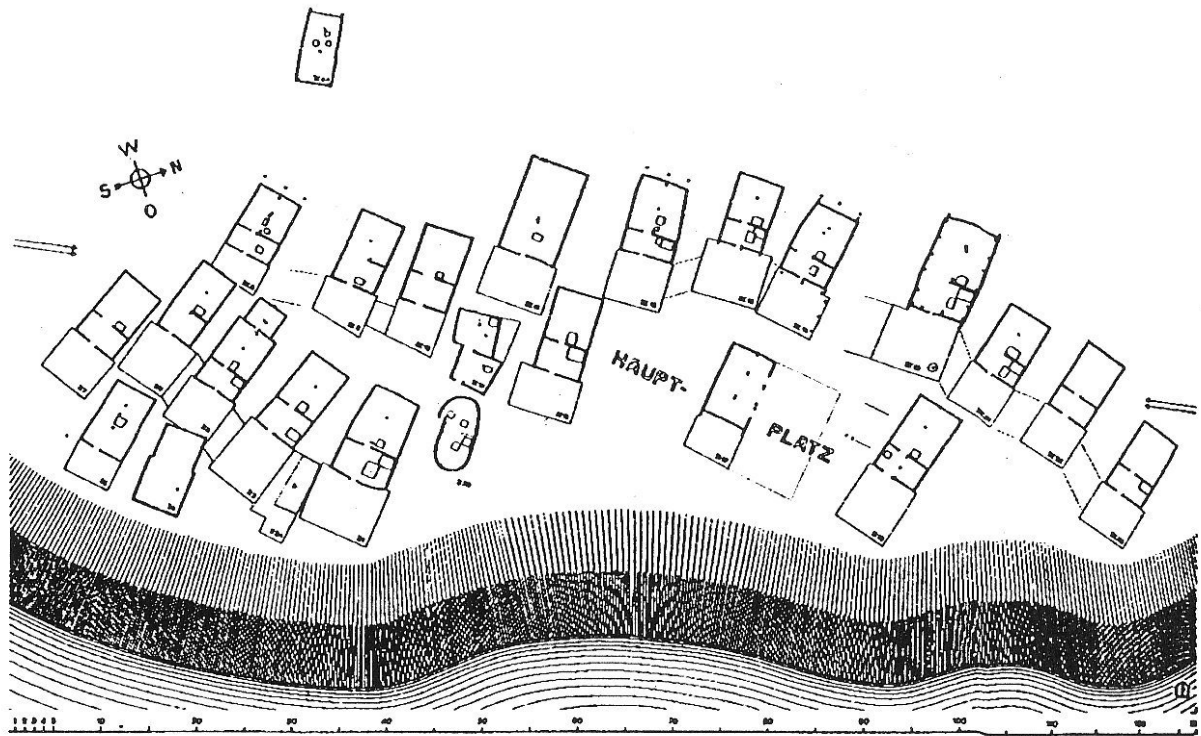
wissenschaftliche Kontroverse um die „Pfahlbaufrage“ und die „Wasserburg“ in unfruchtbarer persönlicher Polemik, das Ringen um die Grabungsrechte in einem absurden Wettlauf um fundträchtige Parzellen („Taubried“, „Wasserburg, Parz. STAUDACHER“) entgleisen. Ein wirksames Denkmalschutzgesetz hätte diese bedenkliche Entwicklung sicherlich verhindern können.

Die Ausgrabungen des UFI litten bereits 1928 unter finanziellen Engpässen. Seit dem Herbst 1929 mußte sich R. R. SCHMIDT für Mißmanagement und „wissenschaftliche Fälschung“ im „Schussenried-Werk“, der Publikation der Ausgrabungen in Aichbühl und Riedschachen, vor einem Untersuchungsausschuß der naturwissenschaftlichen Fakultät verantworten. Nacheinander wurde er 1930 aus der Vorstandschaft des UFI, aus seiner Assistentenstelle entlassen, 1931 verlor er auch seinen Lehrauftrag für Urgeschichte.

HANS REINERTH und das NS-Regime

Der Privatdozent REINERTH, seinem Lehrer und Förderer SCHMIDT tief entfremdet, strebte seit 1929 nach einer Professur. Es wurde ihm wiederholt, u. a. von SCHMIDT selbst glaubhaft bescheinigt, nicht das Verfahren ins Rol-

len gebracht zu haben. Seine eifernde, von notorischer Streitlust, Fanatismus, Ehrgeiz, Kompromißlosigkeit und narzißtischer Selbstüberschätzung angetriebene Zeugenrolle wurde jedoch in Universitätskreisen als Illoyalität und



A



B

Abb. 3: Aichbühl. A: Gesamtplan der Grabungsbefunde. B: Rekonstruktionsversuch nach den Ergebnissen des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes (nach KEEFER 1992, Abb. 76 und 79).

Denunziantentum wahrgenommen und minimierte seine Chance, in Tübingen einen Lehrstuhl zu erhalten. Seine Hoffnungen, nach 1930 nach Berlin berufen zu werden, machte ein Artikel im NS Kurier Württemberg, der die Tübinger Querelen publik machte, zunichte, obwohl sich G. BERSU und P. GÖSSLER für ihn eingesetzt hatten. Der fleißige und ehrgeizige, jedoch psychisch labile, demoralisierte und politisch radikalisierte Privatdozent sah sich um seine Karriere betrogen und trat am 1. 12. 1931 in die NSDAP ein. Am 1. 8. 1932 erklärte ihn die naturwissenschaftliche Fakultät „als des üblichen Titels eines a. o. Professors für nicht würdig“. Wenige Wochen später wurde REINERTH von A. ROSENBERG mit dem Aufbau der Fachgruppe Vorgeschichte im Kampfbund für deutsche Kultur (KfdK) beauftragt. Der Ressentiments-tau des Privatdozenten kleinbürgerlicher Herkunft entlud sich im Juli 1932 in heftigen öffentlichen Angriffen auf das DAI, die RGK und die württembergische Denkmalpflege, die er im Mai 1933 nach der Machtergreifung in der Württembergischen Hochschulzeitung wiederholte. Beim neuen Kultminister MERGENTHALER, der als Lehrer dem KfdK nahestand, drängte er im Sommer 1933 auf eine Besetzung der Vorstandsstelle des UFI mit einem im „nationalen Sinn wirkenden deutschen

Vorgeschichtsforscher“, vergeblich allerdings, denn GÖSSLER und der Tübinger klassische Archäologe C. WATZINGER reagierten mit aller Schärfe auf REINERTHS Angriffe. REINERTH wurde im Winter 1933/34 vor einer Untersuchungskommission der naturwissenschaftlichen Fakultät für seine „Kampfartikel“, seinen „Undank gegen Förderer und Helfer“, sein Verhalten im Verfahren gegen SCHMIDT sowie die Beschädigung des Ansehens deutscher archäologischer Forschung im Ausland zur Rechenschaft gezogen. Im abschließenden Urteil heißt es, daß für seine „subjektiv-fanatistische“, „rücksichtslose“ und „schroffe Kämpfernote“ an der Universität Tübingen kein Platz sei. Die parteiamtlich geförderte Etablierung einer völkischen Vorgeschichtswissenschaft war an der noch funktionierenden Autonomie der württembergischen Landesuniversität gescheitert. Bereits 1934 zeichnet sich eine Widerstandsfront ab, die sich den im Umfeld ROSENBERGS wuchernden Blüten einer völkischen, kämpfend-bekennenden Vorgeschichte und deren Institutionalisierung auf Kosten des DAI und der RGK widersetzte.

In dem Maße, in dem sich die SS als wissenschaftspolitischer Konkurrent des Amtes ROSENBERGES auch in den Altertumswissenschaften zu profilieren begann, wuchs den Gegnern REI-

NERTHS ein mächtiger Bündnispartner zu, der seine Exekutivorgane auch zur innerparteilichen Gegnerbekämpfung einsetzte.

Konnte REINERTH 1935 die Gleichschaltung des Nordwestdeutschen Altertumsverbandes auf der Reichsbundtagung in Bremen noch erfolgreich abwickeln, hatte er auf süddeutschem Terrain so viel Boden verloren, daß der Reichsbundtagung in Ulm im Oktober 1936 nur ein bescheidener Gleichschaltungserfolg beschieden war. Als in Ulm aus REINERTHS Umfeld Gerüchte gestreut worden sein sollen, REINERTH besitze ein Grabungsmonopol in Württemberg und beabsichtige den hallstattzeitlichen Großgrabhügel „Hohmichele“ auszugraben, nutzten seine Tübinger Gegner R. WETZEL und G. RIEK mit Unterstützung württembergischer SS-Führer, dem Führer des SS-Oberabschnittes Südwest PRÜTZMANN und Standartenführer v. ALVENSLEBEN, die Gunst der Stunde, die offenbar seit Anfang 1936 geplante Untersuchung des „Hohmichele“ un-

ter dem Schutz des RFSS in Angriff zu nehmen. „Der Kampf um den Hohmichele“, so der zur Eile drängende WETZEL in einem Schreiben an den hinhaltenden A. LANGSDORFF, im persönlichen Stab RFSS noch für das Ausgrabungswesen zuständig, könne sich wohl „zum entscheidenden Endkampf REINERTH-SS“ auswachsen. Unter der Leitung RIEKS und VEECKS begann nach einer Indiskretion die Ausgrabung im Dezember 1936 unter tumultuarischen Umständen. Eine offizielle Grabungsgenehmigung ließ der RFSS, selbst offenbar vor vollendete Tatsachen gestellt, nachträglich im Januar 1937 beim zuständigen Denkmalamt einholen. Von Unterbrechungen wegen ausbleibender Reichsarbeitsdienstkräfte und einer Schießerei im Mai 1937, wohl einem späten Nachhall der in Württemberg besonders heftig geführten Auseinandersetzung zwischen SA und SS, abgesehen verlief die Ausgrabung reibungslos bis zum Besuch des RFSS im Februar 1938.

Die Grabungen im Taubried

Vor diesem Hintergrund gewinnen REINERTHS Aktivitäten im Federseemoor im Herbst 1937 ein anderes Gewicht, zumal die SS sogar Ansprüche auf dieses Gebiet geltend zu machen

wagte, HIMMLER aber durch den SS-Oberabschnitt Südwest seinen Verzicht zugunsten ROSENBERGS signalisieren ließ. Da dieser wegen des Deutschlandbesuches MUSSOLINIS an einem Auftritt

auf der Reichsbundtagung in Elbing, Ostpreussen, verhindert war und sich für die Tagung der „Süddeutschen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbund für deutsche Vorgeschichte“ in Buchau entschieden hatte, stand REINERTH unter doppeltem Erfolgszwang: Um angestammtes Terrain gegen die Übergriffe der SS zu verteidigen und seinem Gunstherren ROSENBERG kurzfristig große Grabungen vorführen zu können, beantragte er nicht nur die Grabungsgenehmigung für die „Parz. STAUDACHER“ in der „Wasserburg Buchau“, sondern Anfang Oktober auch für zwei Parzellen im Taubried, auf denen sich das Landesamt die Grabungsrechte 1927 durch Grundbucheintrag hatte sichern lassen. Gegen den Widerstand der Denkmalpfleger VEECK und PARET erteilte Kultminister MERGENTHALER mit Auflagen die Grabungsgenehmigung.

Die von den Gegnern REINERTHS boykottierte Fachtagung litt unter einer schlechten Vorbereitung und war schlecht besucht. Sie wurde von einem gegnerischen Beobachter, dem Tübinger Rassenkundler und Anthropologen GIESELER als Mißerfolg eingestuft, der nur durch die Abschlußkundgebung mit ROSENBERG überdeckt worden sei. Der Versuch REINERTHS, ROSENBERG eine Einheitsfront württembergischer Vorgeschichtsforschung vorzuführen,

sei gescheitert. Auch die Grabungen waren heftiger Kritik ausgesetzt.

Zu den Freilegungsarbeiten in der jungsteinzeitlichen Siedlung Taubried I waren 8 Arbeitsdienstmänner abgestellt. Die örtliche Grabungsleitung lag in den Händen des bewährten Präparators MURR, der schon in den 20er Jahren auch als „Grabungstechniker“ für das UFI tätig gewesen war, der Fotograf H. DÜRR sowie Dr. G. SCHNEIDER, eine Nichte SCHMIDTS. Ferner, so interne Berichte PARETS und VEECKS, die später über v. RICHTHOFEN als Beweismaterial in das Parteigerichtsverfahren gegen REINERTH eingebracht wurden, seien „unerfahrene Studenten“ eingesetzt gewesen. PARET, vom Kultminister als Beobachter nach Buchau entsandt, und VEECK kritisierten in mehreren Berichten scharf das Vorgehen REINERTHS, der ebenso wie seine Stellvertreterin SCHNEIDER wegen der Reichsbundtagung in Elbing die örtliche Leitung vollständig seinen Mitarbeitern überlassen hatte. Die Kritik richtete sich insbesondere gegen das Freilegungstempo und die Öffnung riesiger Flächen, die angesichts der fortgeschrittenen Jahreszeit nicht sachgerecht freigelegt und dokumentiert werden könnten (Abb. 4). Um eines flüchtigen propagandistischen Effektes willen habe REINERTH „eindrucksvolle, umfangreiche Siedlungsreste“ aufdek-

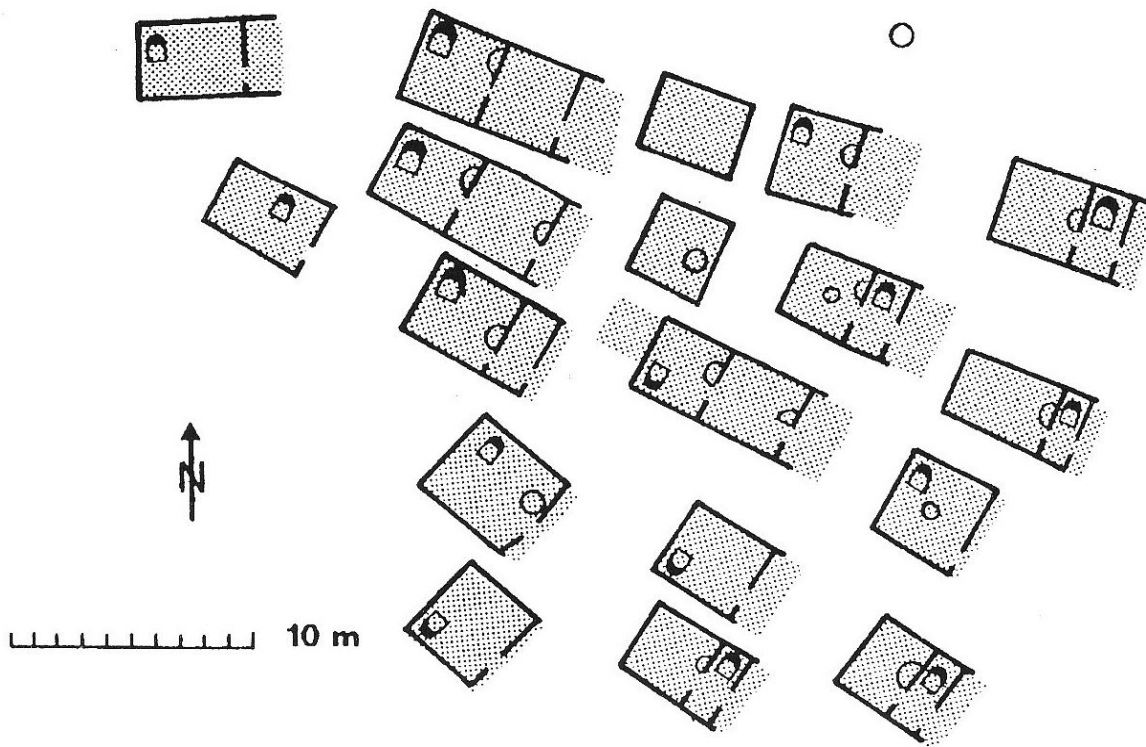


Abb. 4: Gesamtplan der Siedlung Taubried mit 18 Häusern, Grabungskampagnen 1927 und 1937 (nach KEEFER 1992, Abb. 107).

ken lassen und einzigartige Denkmäler verantwortungslos geopfert. Tatsächlich wurde die Grabungsfläche im Taubried noch auf über 1000 m² erweitert. Erst um die Jahreswende scheinen die Ausgrabungen abgeschlossen gewesen zu sein. Das Reservoir gut erhaltener jungsteinzeitlicher Siedlungen im südlichen Federseemoor, aus dem spätere Forschung hätte schöpfen können, ist 1937 binnen weniger Monate nahezu restlos aufgezehrt worden. In dieser kurzen Zeit haben MURR und Mitarbeiter jedoch eine Dokumentation erstellt, die

an Geschlossenheit alles übertrifft, was am Federsee seit 1919 je angefertigt worden ist. 1937 hat die einzige Altgrabung in einer jungsteinzeitlichen Siedlung im südlichen Federseemoor stattgefunden, die heute mit modernen Methoden ausgewertet werden kann.

Aus denkmalpflegerischer Sicht läßt sich das Unternehmen ebenso wenig rechtfertigen wie die überstürzte Ausgrabung des Hohmichele, für die der drohende Zugriff REINERTHS ein willkommener Vorwand gewesen zu sein scheint.

Der Kampf um die Denkmäler wurde in den Wendejahren 1936/37 wieder dort ausgetragen, wo er in den 20er Jahren begonnen hatte, in Württemberg, diesmal freilich unter den Bedingungen und mit den Machtmitteln des totalitären Führerstaates, die ein Denkmalschutzgesetz, wäre es denn schon verabschiedet gewesen, ebenso außer Kraft gesetzt hätten wie Rechtsstaatlichkeit und demokratische Freiheits- und Grundrechte. Die Vorgänge der Jahre 1936/37 offenbarten eine Zuspitzung in der Auseinandersetzung SS-Amt ROSENBERG zu einem Zeitpunkt, als die Position REINERTHS längst

prekär geworden war und allein vom Wohlwollen ROSENBERGS abhing. Damit lassen sich auch auf kulturpolitischer Ebene Radikalisierungstendenzen im polykratischen Machtgefüge des NS-Staates beobachten, die nicht nur von den Ambitionen einzelner Wissenschaftler, sondern gleichermaßen von den zentrifugalen politischen Strömungen des Nationalsozialismus und den Rivalitäten regionaler Partei- und SS- bzw. SA-Führer angetrieben wurden, deren Machtkämpfe in Württemberg mit besonderer Härte ausgefochten wurden.

Weiterführende Literatur

E. KEEFER (Hrsg.), Die Suche nach der Vergangenheit. 120 Jahre Archäologie am Federsee. Katalog Ausstellung Stuttgart 1992.

M. STROBEL, Lebendige und völkische Vorzeit - ein Beitrag zur Geschichte der prähistorischen Archäologie in Württemberg zwischen 1918 und 1945. In: CHR. KÜMMEL/N. MÜLLER-SCHEEßEL/A. SCHÜLKE, Archäologie als Kunst. Darstellung - Wirkung - Kommunikation (Tübingen 1999) 65-117.

DR. MICHAEL STROBEL M. A.

c/o

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Arbeitsstelle Hemmenhofen

Fischersteig 9

78 343 Gaienhofen-Hemmenhofen

Der Mann im Eis - Zur Ausrüstung der kupferzeitlichen Gletschermumie aus den Öztaler Alpen in Tirol

Einführung

Der warme Sommer des Jahres 1991 bescherte der Urgeschichtsforschung eine völlig unerwartete Überraschung: In Tirol wurde im ewigen Eis der Gletscher der Öztaler Alpen eine Leiche entdeckt, die laut Aussage der Funde etwa 5000 Jahre alt ist. Attribute wie "Sternstunde der Archäologie" oder "Jahrhundertfund" wurden dieser Entdeckung zugemessen.

Die internationale Presse griff begeistert diesen sensationellen Fund auf und noch selten konnte sich die Altertumsforschung eines solch lebhaften Interesses von Seiten der Medien erfreuen. Der Name "Ötzi", den ihm die Presse nach seinem Fundort in den Öztaler Alpen verlieh, ist in der Zwischenzeit fester Bestandteil deutschen Sprachgebrauchs geworden.

Entdeckt wurde die Leiche am 19. September 1991 vom Ehepaar SIMON aus Nürnberg. Da man vom Alter des Leichenfundes keine Ahnung hatte - man glaubte die sterblichen Überreste eines verunglückten Bergsteigers vor sich zu haben - begannen in den fol-

genden Tagen die österreichische Gendarmerie und die Bergwacht die Leiche mit Hilfe eines Schrämmas freizulegen. Am Sonntag, den 22. September, besuchte der berühmte Bergsteiger REINHOLD MESSNER auf seiner Umwanderung Südtirols die Fundstelle und lenkte das Interesse der Medien auf den Fund. Am nächsten Tag, Montag, den 23. September, erfolgte die offizielle Bergung durch R. HENN vom Institut für gerichtliche Medizin der Universität Innsbruck. Da der Körper über Nacht wieder festgefroren war, mußte die Leiche erneut freigepickelt werden. Dabei traten weitere Beifunde zu Tage, die eingesammelt und zu Tale gebracht wurden.

Animiert von einem Zeitungsbericht, der über eine mögliche mittelalterliche Datierung des Leichenfundes spekulierte, besichtigte KONRAD SPINDLER vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck am nächsten Tag die Leiche und die Ausrüstungsgegenstände und erkannte sofort, daß es sich um ei-

nen prähistorischen Fund handelte. Zur weiteren Forschungsgeschichte

verweise ich auf die unten zitierte Literatur.

Lage der Fundstelle

Die Fundstelle liegt in ca. 3200 m Höhe direkt am Alpenhauptkamm, der die Grenze zwischen Österreich und Italien bildet. Ging man anfangs davon aus, daß die Mumie auf österreichischem Gebiet zum Vorschein gekommen war, ergab eine Vermessung, daß sie sich auf italienischem Territorium befand: Die genaue Fundortbezeichnung lautete demzufolge: Der Leichenfund vom Hauslabjoch, Gemeinde Schnals in Südtirol. Daraus folgt, daß Leiche wie Funde der Autonomen Provinz Südtirol gehören.

Das Hauslabjoch, bzw. das Tisenjoch, das jedoch in keine Karte eingetragen wurde, bildet einen Sattel unweit dem Niederjoch, einem von Schafherden aus Südtirol und in moderner Zeit auch von Alpinisten vielfach benutzten Alpenübergang. Alte Karten belegen, daß der Weg über den Alpenhauptkamm früher über das Tisenjoch führte.

Die Fundstelle selbst liegt in einer langen, quer zum Hang verlaufenden Felswanne über dem Tisenjoch (Abb. 1). Der Tote lag in

der Mitte der Wanne; um ihn herum entdeckte man die Reste der Fellbekleidung, ein Grasgeflecht und den Feuersteindolch. Nahe bei der Leiche fand sich ein Birkenrindengefäß. Auf einem etwas höher gelegenen Felsen hatte der Mann vom Hauslabjoch das Tragegerüst, ein zweites Birkenrindengefäß und die Axt abgelegt; den Bogen lehnte er an diesen Felsen. Auf der gegenüberliegenden Seite lag der Köcher.

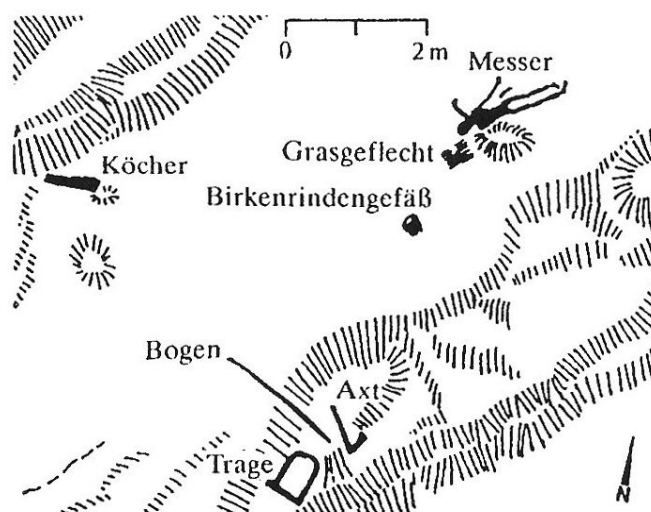


Abb. 1: Lageplan der Fundgegenstände in der Felsrinne am Hauslabjoch (K. Bloss).

Die Gletschermumie und das Restaurierungsprogramm

Bei der Leiche handelt es sich um die mumifizierte Überreste eines Mannes zwischen 30 und 40 Jahren. Seine Körpergröße betrug etwa 1,6 m und er war von schlanker Statur. Auffällig ist das völlige Fehlen von Haaren, weder am Kopf noch unter den Achseln oder im Schambereich fanden sich Haare. Unter den Ausrüstungsgegenständen fanden die Restauratoren im Römisch-Germanischen Zentralmuseum eine große Anzahl von Humanhaaren, die wohl von der Leiche stammen. Vorläufigen Ergebnissen M. WITTIGS vom Bundeskriminalamt in Wiesbaden zufolge besaß der Gletschermann dunkelbraunes bis fast schwarzes, leicht gewelltes Haar. Einzelne krausere Haare könnten Barthaare gewesen sein.

Als KONRAD SPINDLER vom Institut für Vor- und Frühgeschichte in Innsbruck am 24. September 1991 die Funde vor sich auf den Seziertischen der Gerichtsmedizin liegen sah, bat er umgehend das Römisch-Germanische Zentralmuseum um Hilfe bei der sachgerechten Lagerung wie der Restaurierung. Am nächsten Tag reisten die Restauratorin R. GOEDECKE-CIOLEK und der Autor nach Innsbruck, um erste Hilfe zu leisten. Dank der hilfreichen

Unterstützung der Mitarbeiter des Instituts für gerichtliche Medizin, war es uns trotz der etwas ungewöhnlichen Umgebung möglich, die Funde sicher in einem Kühlschrank dieses Institutes zu lagern. Im Auftrag des Direktoriums des Römisch-Germanischen Zentralmuseums konnte den Kollegen in Innsbruck eine kostenlose Restaurierung und Konservierung der Ausrüstungsgegenstände angeboten werden. Nach Rücksprache mit dem Bundesdenkmalamt und dem Wissenschaftsministerium in Wien durften die Funde am 3. Oktober nach Mainz transportiert werden.

Im folgenden wurde ein interdisziplinär besetztes Team von Wissenschaftlern zusammengestellt, das alle Aspekte der beim Gletschermann entdeckten Ausrüstungsgegenstände beleuchten sollte. Es setzt sich aus Spezialisten für Molekulararchäologie, Experimentelle Archäologie, Botanik, Parasitologie, Chemie, Gentechnik, Glaziologie, Mineralogie, Metallurgie, Ornithologie sowie für die Bestimmung von Tierknochen, Tierhäuten und Haaren zusammen. In der folgenden Beschreibung der Funde werde ich immer

wieder auf die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Kommission zurückgreifen. Ich darf dabei den vorläufigen Charakter der von mir gemach-

ten Aussagen betonen. Im Lauf der bisherigen Untersuchungen waren wir immer wieder gezwungen, unsere Meinung zu ändern.

Die Ausrüstung

Der Bogen

Das größte Objekt, das der Gletschermann mit sich führte, war ein Bogen, der bei der Bergung abgebrochen wurde. Er war 182,5 cm lang. Der Bogen besteht aus Eibenholz, dem besten in Europa verfügbaren Bogenholz, und besitzt einen D-förmigen Querschnitt. Auffällig sind die recht groben Bearbeitungsspuren, die sehr hohe Materialstärke sowie das Fehlen eines Lagers für die Bogensehne, so daß der Bogen ein Halbfertigprodukt darstellt. Diese unsere Einschätzung wurde von modernen Bogenbauern, die noch mit Eibenholz arbeiten, bestätigt. Die Auswahl des Holzes, die Größe und der Querschnitt machen aber deutlich, daß der Bogen in wenigen Arbeitsgängen zu einer voll funktionsfähigen Waffe ausgebaut werden konnte.

Der Köcher mit Inhalt

Der Köcher besteht aus einem länglich rechteckigen Fellsack. Unten und seit-

lich wurde er mit einem Lederriemen vernäht. Eine seitliche Verstärkung aus Haselnußholz verlieh dem Köcher Stabilität. Das nur noch in Resten erhaltene Mündungsteil läßt einen kompliziert gestalteten Köcherdeckel erahnen, der sich horizontal und vertikal verschließen ließ. Vom Trageriemen fehlt bislang jede Spur.

Der Köcher enthielt zwölf unfertige Pfeilschäfte aus Ästen des wolligen Schneeballes und zwei fertige Pfeile mit Spitzen, Kerben und Befiederung, die freilich antik beschädigt waren. Der Mann vom Hauslabjoch war demzufolge zum Zeitpunkt seines Todes nicht in der Lage einen Pfeil abzuschießen. Die beiden fertigen Exemplare besitzen dreieckige Feuersteinspitzen, die mit Birkenrindenteer und einem Faden im vorne aufgespaltenen Schaft befestigt waren. In das hintere Ende des Pfeiles wurde eine tiefe, rechteckige Kerbe, die sogenannte Nocke, eingeschnitten. Die dreiteilige, sehr sorgfältig fixierte Radialbefiederung wurde am hinteren Schaft mit Baumteer aufgeklebt und

anschließend mit einem sehr dünnen Faden spiralig festgebunden. Es sei betont, daß es sich dabei um den ersten Pfeil aus der Vorzeit Europas mit noch erhaltener Befiederung handelt.

Im Köcher fanden sich neben den Pfeilen noch vier mit Gräsern zusammengebundene Geweihspitzen, die möglicherweise als Pfeilspitzen für die noch unfertigen Pfeilschäfte vorgesehen waren. Außerdem entdeckten wir ein Rohsehnenbündel, einen leicht gekrümmten Geweihdorn, der als eine Art grobe Ahle oder als 'Hautniggel' beim Häuten von Tieren eine Rolle gespielt hat. Schließlich bleibt noch eine zu einem Knäuel aufgewickelte Schnur aus Baumbast zu erwähnen, die als Bogensehne gedient haben könnte.

Die Axt

Die bei der Leiche vom Hauslabjoch entdeckte Axt besteht aus der sorgfältig geglätteten Knieholmschäftung aus Eibenholz und der kleinen Kupferklinge. Sie wurde zwischen den beiden Zinken des Schäftungsteiles eingesetzt, mit Birkenrindenteer festgeklebt und einem Leder- bzw. Hautriemen festgebunden. Die Beilklinge besitzt an den Längsseiten niedrige Leisten, die ein seitliches Verrutschen der Klinge verhindern sollten (Abb. 2). Sie ordnen

dieses Beil unter die große Gruppe der Randleistenbeile ein, einer vor allem während der Frühbronzezeit üblichen Beilform. Ihre frühesten Vertreter erscheinen aber schon während der Kupfer- bzw. der späten Jungsteinzeit. In den Laboratorien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums wurden Röntgenfluoreszenz-Analysen des Beiles vorgenommen: Sie ergaben, daß das Beil vom Hauslabjoch im Gegensatz zu den zumeist aus Bronze angefertigten Randleistenbeilen aus fast reinem Kupfer hergestellt worden war. Die Verwendung von Kupfer, das gegenüber der Bronze schwerwiegende Nachteile wie einen höheren Schmelzpunkt, eine geringere Härte und eine sehr viel schlechtere Bearbeitbarkeit aufweist, spricht für eine Datierung des Leichenfundes vom Hauslabjoch noch vor der Bronzezeit, in die späte Jungsteinzeit bzw. Kupferzeit.

Die besten Vergleichsstücke zum Beil von Hauslabjoch finden sich im Gräberfeld von Remedello Sotto bei Brescia in der Lombardei, am italienischen Südalpenrand, das der kupferzeitlichen Remedello-Kultur Oberitaliens seinen Namen gab. Das Beil deutet auf eine mögliche südalpine Herkunft des Gletschermannes hin.

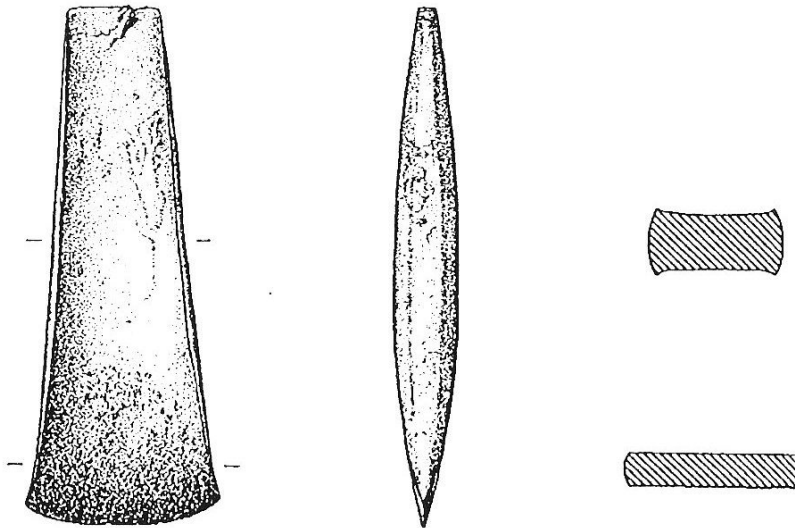


Abb 2: Die Axt aus Kupfer
(M. 1:2).

Der Dolch

Der kleine Feuersteindolch setzt sich aus einer kleinen dreieckigen Feuersteinklinge und einem sehr grob verarbeiteten Griff aus Eschenholz zusammen. Die Klinge wurde in den vorne gespaltenen Griff eingeschoben und mit Sehnenmaterial zusammengebunden. Röntgenbilder geben zu erkennen, daß die bei der Bergung beschädigte Klinge hinten in eine schulterartig abgesetzte Zunge mündet. Ähnliche Zungen begegnen auf den sehr viel qualitätvolleren Dolchen aus dem Gebiet der schon erwähnten Remedello-Kultur Oberitaliens. Einzelne Exemplare dieses Dolchtyps sind auch aus Südtirol bekannt geworden. Der Dolch liefert, wie schon das Beil, Indizien für eine südliche Herkunft des Mannes vom Hauslabjoch.

Zum Dolch gehörig ist die dreieckige, aus Baststreifen geflochtene

Scheide, die mittels einer seitlich angebrachten Lederöse am Gürtel oder einem anderen Objekt befestigt werden konnte.

Das Tragegerüst

Zusammen mit der Axt wurden einige weitere Holzreste geborgen: Ein offenbar gebogener, mehr als 2 m langer Haselnußstock und zwei recht grob zugerichtete Brettchen aus Lärchenholz. Wie ein erster Rekonstruktionsversuch zeigte, besaß der Haselnußstock eine U-Form und in die Kerben an den Enden passen die beiden Brettchen als waagrechte Verbindungsstücke. Die bislang überzeugendste Deutung spricht diese Holzreste als Rahmen eines Tragegerüsts oder eines Rucksackes an.

Die Birkenrindengefäße

In weiterer Folge fanden sich zwei zerbrochene und stark fragmentierte Gefäße aus Birkenrinde. Sie besaßen eine zylindrische Form; Boden und Wandungsteil wurden mit Bast- bzw. Grasstreifen vernäht. In einem befanden sich laut Aussage früher Besucher der Fundstelle Gras und Blätter: Die Analyse der Blattreste ergab, daß sie vom Spitzhorn stammten und daß sie Holzkohlestücke bargen. Es besteht daher die Vermutung, daß ein Birkenrindengefaß als Glutbehälter diente.

Das Täschchen

Zu den interessantesten Objekten zählt das Täschchen, das auf einen breiten Lederriemen aufgenäht war und wie eine Gürteltasche getragen wurde. Nach der Anfertigung von Röntgenbildern und computertomographischen Aufnahmen wurde das Täschchen geöffnet. Es enthielt drei kleine Feuersteingeräte, die zum Schneiden von Gräsern, zur Bearbeitung von Holz, Geweih und Knochen sowie Federmaterial dienten, und eine Knochenahle. Den größten Teil des Täschchens füllte eine dunkelgraue Masse aus, bei der es sich um Teile des Zunderschwammes (*Fomes fomentaria*),

eines Baumpilzes handelte, der früher zum Entzünden von Feuer benutzt wurde. Der Inhalt aus dem Beutel deutet darauf hin, daß es sich um eine Art Werkzeugtäschlein gehandelt hat. Mit Hilfe dieser Geräte war der Gletschermann in der Lage, seine Pfeile fertigzustellen oder sich Gräser für Schnüre oder den noch zu erwähnenden Umhang zu beschaffen. Auch sein „Feuerzeug“ bewahrte er darin auf.

Außerdem fanden sich bei dem Toten vom Hauslabjoch noch zwei weitere Baumpilzstücke, die auf einen Fell- bzw. Lederriemen aufgezogen waren. Wie die Untersuchung durch Mykologen der Universität in Innsbruck ergab, handelt es sich sehr wahrscheinlich um Fragmente vom Birkenporling (*Piptoporus betulis*), einem weit verbreiteten Baumschwamm, der in der Volksmedizin als Verbandsmaterial bei Verletzungen eingesetzt wurde.

Der einzige Gegenstand aus der Ausrüstung unseres Gletschermannes, den man mit dem Begriff Schmuck in Zusammenhang bringen könnte, ist eine kleine weiße Steinscheibe mit einer zentralen Bohrung. Durch diese Bohrung wurde von oben her ein gedrehter Lederriemen gezogen, an dem unten quastenartig weitere Leder- bzw. Fellriemen befestigt wurden. Wie und wo diese Quaste befestigt war, ist bislang unbekannt.

Der Gletschermann führte außerdem eine stattliche Anzahl von Schnüren mit sich, die aus zwei und in einigen Fällen auch aus drei Grassträngen zusammengedreht wurden. Gräser stellen eines der wenigen organischen Materialien dar, die in den Regionen über der Waldgrenze in großer Zahl zur Verfügung stehen.

Die Schuhe

Grasschnüre hielten auch die Schuhe des Gletschermannes zusammen. Der besser erhaltene saß bei der Auffindung noch am Fuß des Toten. Nach ausführlicher Dokumentation wurde er abgenommen. Er besteht aus einem Sohlleder, dessen Ränder von einem kräftigen Lederriemen eingefast waren (Abb. 3). An diesem Riemen wurde ein den oberen Fuß bedeckendes Netz aus Grasschnüren befestigt, das die Aufgabe hatte, das zur Wärmeisolation in die Schuhe gestopfte Gras bzw. Heu zusammenzuhalten. Diese Netzkonstruktion deckte ein Oberleder ab, das oben mit Schnüren zugebunden wurde. Die Schuhe weisen Beschädigungen auf, die von der starken Beanspruchung bei Märschen über Stein- oder Schneefelder herrühren. Mehrfach lassen sich Reparaturen nachweisen, die andeuten, daß Teile der Schuhe, wie die Sohle, nach längeren Märschen ausgewechselt werden mußten.

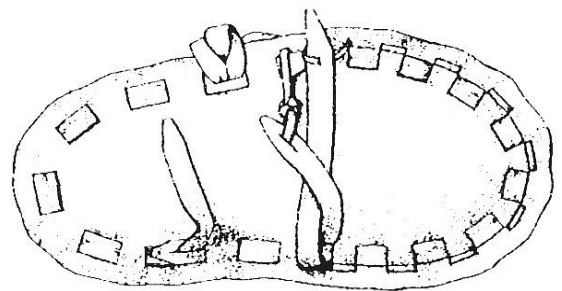
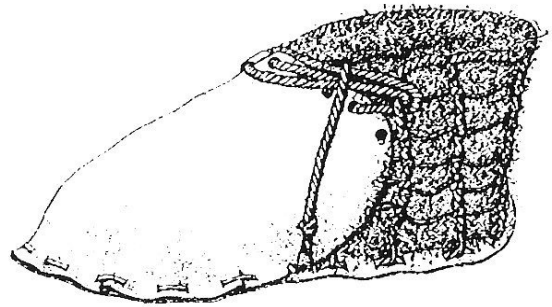


Abb. 3: Die Schuhe.

Die Kleidung

Von der Kleidung blieben über 100 Fragmente erhalten, die anfangs keinerlei Vorstellung vom Aussehen oder vom Schnitt erlaubten. Die Kleidung war aus Fellen hergestellt; der größte Teil davon stammt von Ziegen. Schabspuren an der Fleischseite rühren vom Reinigen der Häute her. Die Verschmutzungen an der Innenseite belegen, daß die Kleidung mit der Haarseite nach außen getragen wurde. Die Häute scheinen mit Fett gegerbt und anschließend geräuchert worden zu sein. Die Fellkleidung setzt sich aus vielen kleinen, oft rechteckigen Stücken zusammen. Sie wurden sehr sauber mit regelmäßigen

Stichen vernäht. In den meisten Fällen wurde der Überwendlingsstich eingesetzt. Als Nähmaterial dienten in der Hauptsache Tiersehnen. Die Kleidung weist eine Vielzahl von Reparaturen auf, die anzeigen, daß sie schon längere Zeit in Gebrauch stand. Dabei wurden neben Sehnen auch ein textilartiges Garn und Gras eingenäht.

In mühsamer Kleinstarbeit gelang es der Restauratorin R. GOEDECKER-CIOLEK, die vielen Bruchstücke aneinanderzufügen und so die Form der einzelnen Kleidungsstücke wiederzugewinnen (Abb. 4). Der Mann vom Hauslabjoch trug zum Schutz seines Unterleibes einen Durchziehschurz aus Ziegenleder, der vorne und hinten im Gürtel aus Kalbsleder festgesteckt war (Abb. 4, 1). Seine Beine

bedecken Beinröhren aus Ziegenfell, die mit Hilfe von Lederriemen am Gürtel fixiert wurden (Abb. 4, 2). Sie wurden unten in die Schuhe gesteckt. Den Oberkörper hüllte ein vorne offenes, knielanges "Hemd" ein, das sehr wahrscheinlich der Gürtel mit dem Täschchen verschloß (Abb. 4, 3). Darüber trug er einen Umhang, der aus langen Grasbüscheln in Garnbindung geflochten war (Abb. 4,4). Das nur in wenigen Fragmenten erhaltene Stück war ursprünglich 80 bis 90 cm lang. Dieser Grasumhang, der den ganzen Oberkörper und auch Teile der Beine bedeckte, dürfte das Erscheinungsbild des Gletschermannes bestimmt haben. Am Kopf trug der Mann vom Hauslabjoch eine halbkuglige Bärenfellmütze.

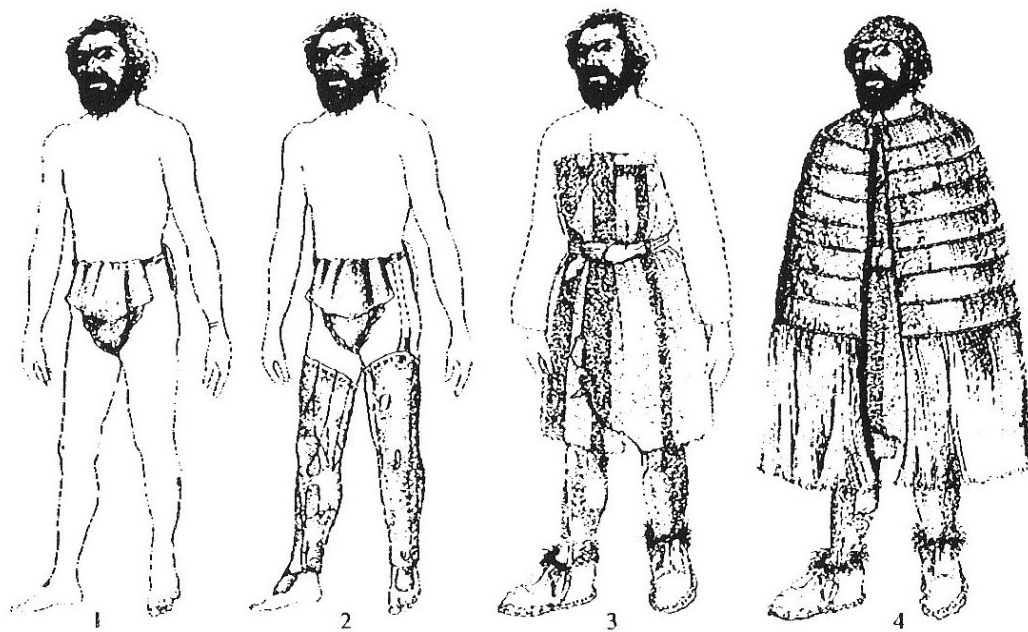


Abb. 4: Rekonstruktion der Kleidung: 1. Der Ledergürtel mit ledernem Durchziehschurz. - 2. Am Gürtel befestigte Leggins. - 3. Fellkleid, Gürteltasche und Schuhe. - 4. Fellmütze und Grassmantel.

Nahrungsmittel

In weiterer Folge traten die Fragmente von zwei Halswirbeln eines großen männlichen Steinbockes zu Tage, möglicherweise die Überreste seines Fleischproviantes. Außerdem lassen sich noch ein

Schlehenkern und zwei Getreidekörner (Einkorn), die in einem Fellstück der Kleidung festsaßen, Nahrungsmitteln zuordnen. Die Getreidekörner belegen, daß der Gletschermann Beziehungen zu den ackerbautreibenden Gruppen in den Talandschaften gehabt haben muß.

Zusammenfassung

Eine zusammenfassende Betrachtung der Ausrüstung muß ihre Schlichtheit und Schmucklosigkeit sowie ihre Zweckgebundenheit hervorheben. Bis auf die kleine Steinscheibe erfüllten alle Ausrüstungsteile eine bestimmbare Funktion. Auffällig ist die Unfertigkeit von Pfeil und Bogen; der Mann vom Hauslabjoch führte aber alle Werkzeuge mit sich, um diese Waffe fertigzustellen.

Wie schon angedeutet, stehen das Beil und der Feuersteindolch Formen der kupferzeitlichen Remedello-Kultur sehr nahe. Diese in der Lombardei beheimatete Kultur wurde bislang ins 3. Jahrtausend v. Chr. datiert. Die kalibrierten ¹⁴C-Daten, die aus Proben von der Leiche wie von Ausrüstungsgegenständen vom Hauslabjoch gewonnen wurden, streuen freilich über den recht beachtlichen Zeitraum von 2931 bis 3492 v. Chr. Eine Datierung des Mannes vom Hauslabjoch ins späte 4. Jahr-

tausend v. Chr. scheint damit sehr wahrscheinlich und die Remedello-Kultur dürfte demzufolge auch früher anzusetzen sein, als bislang vermutet.

Es stellt sich auch die Frage nach dem Grund des Aufenthaltes des Mannes vom Hauslabjoch in solchen Höhen. Ich darf dabei vorausschicken, daß der Mann sicher nicht die Absicht hatte, länger in der lebensfeindlichen Höhe von 3200 m über dem Meeresspiegel zu verweilen. Die topographische Situation zeigt deutlich, daß er das den Alpenhauptkamm überwindende Joch passieren wollte, um anschließend etwas tiefere Lagen aufzusuchen. Während die Gräser und die Steinbockknochen andeuten, daß der Mann vom Hauslabjoch sich vor nicht allzu langer Zeit in den Bergen aufgehalten hat, belegen die Getreidekörner und die Blätter, daß er erst vor kurzem aufgestiegen war.

Vier Theorien stehen im Mittelpunkt der Diskussionen. Die erste lautet: Stieg er zum Zweck des Jagens auf die Berge? Daß er jagen wollte, steht, wie die Pfeile und der Bogen belegen, außer Diskussion. In die gleiche Richtung weisen auch die beiden Steinbockwirbel. Die Unfertigkeit von Pfeil und Bogen lassen freilich berechtigte Zweifel an einer solchen Deutung aufkommen, denn zum Zeitpunkt seines Todes wäre er außerstande gewesen zu schießen.

Eine zweite Theorie sieht im Gletschermann einen Metallprospektor, der die erzeichen Tiroler Berge durchstreifte, um Kupfervorkommen auszukundschaften. Er wäre somit ein Protagonist der eben erst entdeckten Metallurgie gewesen. Gegen eine solche Deutung spricht allerdings das Fehlen von Erzproben sowie eines pickelartigen Gerätes, etwa eines Rillenschlägels, zum Aufschließen eines Kupferausbisses.

Mehrfach wurde die Vermutung geäußert, daß der Gletschermann als eine Art Schamane die Einsamkeit der Berge aufgesucht hätte, um sich in die Geisterwelt zu versenken. Der unfertige Bogen wird bei dieser dritten Theorie als Symbolwaffe hingestellt. Dazu sei angemerkt, daß der Bogen, was die Auswahl des Holzes, seine Größe und seinen Querschnitt

betrifft, als voll funktionsfähige Waffe ausgelegt war.

Außerdem wurde bislang am Hauslabjoch weder eine für Schamanen "berufsspezifische" mit Amuletten und Heilszeichen behangene Sakralkleidung noch ein zugehöriges Rhythmusinstrument, beides dinglicher Ausdruck schamanistischer Praktiken, entdeckt. Die kleine Steinscheibe reicht sicher nicht aus, um alles das zu ersetzen. In der Umkehrung einer solchen Argumentation wären wir auch gezwungen, alle anderen oft mit weitaus mehr Anhängeschmuck ausgestatteten Gräber der Kupfer- wie der Bronzezeit für Schamanenbestattungen zu erklären.

Die vierte Theorie glaubt, daß der Gletschermann im Zusammenhang mit einer Nutzung der Almlandschaft als Weidegebiete für Schafe oder Ziegen die hochalpine Zone aufgesucht hätte. Intensive Forschungen der Paläobotaniker im hinteren Ötztal deuten an, daß schon im 5. Jahrtausend v. Chr. die Weidewirtschaft in den Hochalpen einsetzt. Das hintere Ötztal bietet dabei sehr schöne und weitläufige Weidegründe, die noch heute von großen Schafherden genutzt werden. Der Hinweis auf einen längeren Aufenthalt in den Bergen ließe sich sehr gut mit einer Hirtentätigkeit in Einklang bringen. Pfeil und Bogen waren notwendig, um einerseits die Schafe oder Ziegen ge-

gen Raubtiere wie Bären, Wölfe und Adler zu verteidigen und andererseits, um sich durch die Jagd mit Proviant zu versorgen. Angenommen der Gletschermann gehörte zu einer Gruppe von Hirten, so hätte er auch Zeit gehabt, um seine Ausrüstung zu kompletieren.

Diese Deutungsversuche sind allesamt nur Hypothesen mit einem mehr oder weniger hohen Grad an Wahr-

scheinlichkeit. Ob der Gletschermann tatsächlich als ein Hirt die hochalpinen Zonen aufsuchte, oder ob er doch ein Jäger war, kann bislang nicht mit letzter Sicherheit beantwortet werden. Es gilt, die vielfältigen Untersuchungen der unterschiedlichen Wissenschaftler wie der Restauratoren in unserem Institut abzuwarten und der Similaunmann war von Anfang an für Überraschungen gut.

Weiterführende Literatur

L. BARFIELD/E. KOLLER/A. LIPPERT, Der Zeuge aus dem Gletscher - Das Rätsel der frühen Alpen-Europäer (Wien 1992).

M. EGG/K. SPINDLER/R. GOEDECKER-CIOLEK/W. GROENMAN-VAN WAATERINGE, Die Gletschermumie vom Ende der Steinzeit aus den Ötztaler Alpen, Jahrb. RGZM 39, 1992 (1993) 3 ff.

F. HÖPFEL/W. PLATZER/K. SPINDLER (HRSG.), Der Mann im Eis. 1. Bericht über das Internationale Symposium 1992 in Innsbruck (Veröffentlichung der Universität Innsbruck 187, 1992).

K. SPINDLER, Der Mann im Eis. Die jungneolithische Gletschermumie vom Hauslabjoch in den Ötztaler Alpen, NBA 9, 1992/93, 27 ff.

K. SPINDLER, Der Mann im Eis: Neue sensationelle Erkenntnisse über die Mumie aus den Ötztaler Alpen (München 1995).

K. SPINDLER (Hrsg.), Der Mann im Eis. Neue Funde und Ergebnisse. Veröff. Forschungsinst. Alpine Vorzeit. Uni. Innsbruck 2 (Wien/New York 1995).

DR. MARKUS EGG
Römisch-Germanisches Zentralmuseum
Ernst-Ludwig-Platz 2
55 116 Mainz

TÜVA

Tübinger Verein zur Förderung der
Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie
c/o

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen
72070 Tübingen

